die lange, schöne Schleppe. Ein großes, wunderbares Lothringer Kreuz zierte ihre Brust.

Herbstsonnenlicht fiel ins überfüllte Schiff und trug die dicken Farben der bunten Glasfenster mit matten Strichen auf die vierkantigen Eichensäulen ab. Von dort zurückgleitend, legte es sich schwer über die gebeugten Nacken der andächtig knienden Schar.

Vom Hochaltar glühte ein warmer Lichtstrahl aus vielen großen und kleinen Kerzen und vermischte sich mit dem dunkelroten Licht der Ewigen Lampe.

Auf der Epistelseite strahlte und glänzte die Statue der hl. Oranna in himmelblauem Gewande. Aus den Altarnischen lugten rote und weiße Fuchsien. Rechts und links des Tabernakels standen Vergißmeinnicht und Schneeballen. Aufwärts strebten zu beiden Seiten Klettergeranien, in denen die im Golde erstrahlende Monstranz zu ruhen schien. Friedlich hielt auf der Evangelienseite der hl. Wendelinus den Hirtenstab in der Hand und schaute lächelnd in die Augen der Beter. Eine eiserne Krone saß auf Orannas Haupt, die Arbeit und treue Pflichterfüllung nach dem Willen Gottes den Betern zeigen wollte, die sie im Himmel mit der goldenen Himmelskrone vertauschten. Ueber den Altarstufen lag der große, festtägliche Teppich.

Auch heute erregte er wieder allgemeines Aufsehen, da man ihn nur einmal im Jahre zu Gesicht bekam.

Aus seiner Mitte kündeten goldene Buchstaben die Worte:

Sancta Oranna, ora pro nobis.

Und diese goldenen Buchstaben hatten sich in ihren Seelen festgesetzt: ein tiefer Gottesborn, aus dem sie Trost und Hoffnung schöpfen konnten.

Rechts im Chor erhob sich schlicht und einfach der Sarkophag der hl. Oranna mit ihrer frommen Magd Cyrilla auf tiefstehenden Marmorsäulen. Auf der schweren Marmorplatte lag ein Strauß feuerroter Rosen, die letzten der gräflichen Gärten. Um den Sockel hockten schwere Messingleuchter, mit großen und kleinen Flammen.

In der Ecke unter der Statue des hl. Wendelinus saß die alte Sann und hustete. Sie nahm die Brille von der Nase und legte sie auf das offene Gebetbuch. Bequem setzte sie sich auf die breite Bank und ließ den Rosenkranz durch die ungelenken Finger gleiten. Beinahe wäre sie dabei eingeschlafen, wenn nicht die schweren und eindringlichen Worte des Predigers sie daran gehindert hätten.

Der Mönch blickte in tränenreiche Augen, oft unterbrach ein Schluchzen die Grabesstille. Oranna mit ihren himmlischen Tugenden stand wieder lebendig vor ihnen, vor Menschen, die um Glauben und Vaterland kämpften. Nun war es wahr geworden das Wort Christi: Wer mir nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich.

Der Mönch hielt inne in seiner Rede. An der Empore hat er das herzogliche Wappen entdeckt, das der Bäckers Fränz anbrachte, der es sich nicht nehmen ließ, den Herzog zu ehren.

Die Hand des Mönches zeigte zum Wappen, seine Stirn schwoll und weiter fuhr er mit erhobener Stimme: „Seht Gläubige, auch der Herzog ist bei uns. Dort oben glänzt sein Wappen, er selbst hoch zu Roß. Wie er die flatternde Fahne in seiner Rechten hält, mit der Linken den goldenen Schild umfassend. Noch leuchten und glänzen seine Sterne, die Sterne des Glücks, die der Himmel hält und fallen läßt. Sterne, die uns als Wegweiser dienen sollen. In Treue kämpft er für sein Volk, für unseren Glauben. Fügen wir uns in Gottes hl. Willen, denken wir an den Stern, der einst vor Bethlehems Toren stand, der von dort in die Welt des Unglaubens hineinleuchtete. Dieser Stern wird auch uns in unserer Treue stärken und weiterleuchten, wenn wir nicht mehr sind. Nur einer wird siegen und ewig regieren, und das ist Christus, der Sohn Gottes, der auf unserem Heimatboden Oranna zur Heiligen werden ließ. Wir gehen den Weg alles Menschlichen, aber unsere Seele wird den Weg zum Himmel finden, wenn Oranna uns ein Vorbild im Leben war. Seid einig in Christo!

Pax Domini maneat semper vobiscum!

Selbst aus harten Männeraugen traten die Tränen. Ein Schluchzen erfüllte die ganze Kirche...

Zwei Meßdiener gaben ein Klingelzeichen.

Die heilige Opferung begann....

Kinderspiele aus Berus.

J. Zilligen.

Von den vielen Kinderspielen will ich nur solche herausgreifen, die seit alter Zeit gespielt werden und vielleicht auch Ortseigentümlichkeiten aufweisen.

1. Das „Roßspiel". Das „Roß" ist ein finger- bis armdickes, an beiden Enden zugespitztes handlanges Holz, das mit einem Schlagholz von halber Armlänge vor der „Kaul" angeschlagen wird. Der „Schläger" schlägt das Roß auf eine Spitze, daß es in die Höhe springt und gibt ihm nun rasch einen kräftigen Querschlag, daß es möglichst weit fliegt. Der Gegner kann das „Roß" mit den Händen auffangen, wodurch er das Weile oft bedeutend abkürzt. Gelingt ihm das Auffangen nicht, so muß er es von der Stelle aus, wo es niederfiel, in die „Kaul" zurückwerfen. Gelingt dem „Auffänger" das Auffangen oder das Zurückwerfen in die Kaul, so hat der „Schläger" verloren. Die Plätze werden dann gewechselt. Trifft der Auffänger beim Zurückwerfen mit dem Roß nicht die Kaul, so darf der Schläger von der Stelle aus, wo das Roß hinfiel, weiter spielen: er darf drei Schläge hintereinander machen. Kann der Gegner auch hierbei das Roß nicht auffangen, so hat er verloren, und der Schläger beginnt das Spiel von neuem von der Kaul aus. Wenn der Schläger beim ersten Anschlag den Querschlag verpaßt (verfehlt), so darf er einen zweiten Schlag tun, verfehlt er auch diesen, so hat er verloren. — Wegen der Gefährlichkeit des Spieles für den Anfänger wurde dasselbe oder wenigstens das Auffangen oft verboten.

2. „Klickertenspiele" gab es mehrere Arten: a) das Schieben mit „Tucksen", b) Schießen mit dem Daumen, c) das „Schugeln" in ein Loch oder in einen Kreis („schugeln" wird von einer Verschmelzung von schieben und kugeln sein), d) Spiel mit einem oder mehreren „Klickerten", e) das Schugeln in neun Löcher oder Kaulen. — Wer gewinnt, erhält einen Klicker.

3. „Knöppspiele". a) Zwei oder mehrere Spieler; Jeder hat einen „Dummel" (alte Geldmünze) oder einen „Plotzert" (alter Doppelsous). Damit wirft jeder nach der Reihe an einen Türstein, so daß der Dummel zurückspringt. Der erste Spieler muß seinen Dummel liegen lassen; der zweite sucht mit seinem Dummel den ersten mindestens bis auf Spannweite zu erreichen. Gelingt ihm dies (dabei wird die Handspanne oft übermäßig auseinandergezwungen oder „verkrabbelt"), so gewinnt er einen Burenknopf. Gewinnt er nicht, so spielt der dritte und sucht einen der beiden Dummel oder beide zusammen zu erreichen. So geht es weiter. Wer nicht gewinnt, läßt liegen; wer aber gewinnt, darf nochmal spielen, und zwar so lange, bis er einen Fehlwurf tut. — Manche Spieler erlangen eine bewundernswerte Fertigkeit und Geschicklichkeit und füllen ihr Säckchen schnell mit Hosenknöpfen. — Manche Frauen klagen, daß auf der „Tracht" Burenknöpp abgeschnitten werden. — „Wer hat's getan?" „O, fro'en noch lang." b) Zwei oder mehrere Spieler werfen aus freiem Stande, von einer bestimmten Stelle aus beginnend, ihren „Plotzert". Jeder folgende Spieler sucht den Plotzerten der vorhergehenden mindestens auf Spannweite nahe zu kommen. Beim weiteren Spielen stellt sich jeder auf die Stelle, wo sein Plotzert lag. Sonst wie oben. („Plotzert" kommt vielleicht von dem flachen Auffallen des Geldstückes. In Ermangelung eines „Plotzert" oder „Dummels" behelfen sich die allzeit praktischen Buben mit einer Scherbe oder einem Stückchen Schiefer. — Wenn ich mich richtig erinnere, heißt dieses Spiel auch „Bät" oder „Bat".)

Schriftleitung: Dr. A. Mailänder u. W. Rosenkranz
Druck und Verlag: Saar-Zeitung, A.-G., Saarlouis

2. Jahrgang 1. Oktober Nummer 7

Heimat-Blätter von der Saar

für den Kreis Saarlouis und angrenzende Gebiete

Herausgegeben vom Verein für Heimatkunde

Zwei weitere napoleonische Wappen.

Von Pfarrer Richter, Saarlouis.

In Ergänzung meiner historisch-heraldischen Studie über „Die Wappen der von Napoleon I. geadelten Saarlouiser" in den Heimatblättern, 1. Jahrgang, Nr. 11, S. 81—84, bringe ich die Beschreibung von noch zwei weiteren napoleonischen Adelswappen, deren Träger zwar nicht gebürtige Saarlouiser gewesen sind, aber in sonstigen, zum Teil verwandtschaftlichen Beziehungen zu unserer Stadt gestanden haben. Es sind die Schauenburg und Schlincker.

8. General-Inspekteur Schauenburg.

(Mitteilungen des Historischen Vereins für die Saargegend, Heft 5, 7, 8; Armorial S. 591.)

Balthasar Schauenburg, aus altem elsässischen Adelsgeschlecht, ein tüchtiger Soldat, ohne politischen Ehrgeiz. Bei der Militärrevolte in Saarlouis 1790 hat er durch seine wachsame Sorge und Hingebung die Freunde der Ordnung und des Gesetzes geschützt und das Leben vieler seiner Mitbürger gerettet. Ebenso hat sein Einschreiten die zügellosen Revolutionssoldaten in Saarbrücken beruhigt, wobei er eine Rede in deutscher Sprache hielt. Der Saarbrücker Advokat Horstmann „und andere Deutsche" hatten seine menschenfreundliche Gesinnung zu erproben Gelegenheit gehabt. — Baron des Empire 16. Dezember 1810, Inhaber einer Dotation. Seine vier Söhne schlugen ebenfalls die militärische Laufbahn ein: Der älteste starb als Brigadegeneral, der zweite fiel in der Schlacht bei Heilsberg, der dritte starb als Kavallerieleutnant an den Folgen der Feldzuges von 1814/15; nur der vierte pflanzte die Familie fort: Peter Baron de Schauenbourg, geb. 18. 3. 1793, und zwar wie einer seiner Brüder in Saarlouis, zuletzt Chef d'Escadron im Generalstab, Deputierter von Hagenau, dann Pair von Frankreich, gestorben 1878; seine beiden Söhne waren:

1. Alexis, geb. 1828, Richter in Weißenburg, 1874 Reichstagsabgeordneter, unverheiratet, starb als letzter des Geschlechtes.
2. Maximilian, gestorben als ehem. Oberst eines afrikanischen Chasseurregimentes, ebenfalls unverheiratet.

Spiegelt sich im Geschick dieser Familie nicht die Tragik des Elsässers wieder?

Wappen unter dem Kaiserreich.

Quergeteilter Schild. Der erste obere Teil wiederum längs gespalten; dessen rechte Hälfte ist ihrerseits geviertelt und hat im ersten und vierten goldenen Feld zwei ausgebreitete zusammenhängende offene schwarze Adlerflügel; im zweiten blauen Felde einen roten Schräglinksbalken mit goldenem Pfeil und begleitet von zwei ebensolchen Sternen; im dritten blauen Felde auf drei goldenen Hügeln ebensoviele goldene Aehren— die linke Hälfte des oberen Teiles ist das militärische Baronszeichen (silbernes Schwert in Rot). Im zweiten unteren Teil des Gesamtwappens befindet sich in Gold ein kleinerer silberner Wappenschild mit innerer blaugezähnter Schildeinfassung; über den ganzen unteren Teil legt sich ein rotes Andreaskreuz (X).

Abgesehen von dem militärischen Baronszeichen gibt dieses Wappen zwar sonst über die Laufbahn seines Trägers keinerlei Auskunft, wohl aber über seine sehr alte elsässische Herkunft. Das geviertelte Feld in der rechten Hälfte des oberen Teiles weist auf die Familie Jaigelins und andere elsässische Verwandtschaften, der ganze untere Teil ist das alte Schauenburgische Geschlechtswappen.

9. Kommandant Schlincker.

(Armorial S. 594.)

Baron des Kaiserreiches 1809 (Bestätigung 18. 7. 1865). Dotationsinhaber. Wappen: Geviertelt: im ersten Felde ein schwarzer nach rechts gewandter Pferdekopf in Silber; das zweite Feld ist blau und hat im sog. Freiviertel (links oben) das Zeichen der militärischen Barone (silbernes Schwert in Rot); im dritten grünen Feld ein moderner silberner Küraß; im vierten roten Feld der Stern der Ehrenlegion. Baronskrone. Der Baronstitel war dem Kapitän Schlincker

1809 nach der Schlacht bei Wagram verliehen worden, gleichzeitig mit einer in Hannover angewiesenen Dotation von 4000 Frs., wurde aber weder unter dem ersten Kaiserreich, noch unter der Restauration gesetzlich festgelegt, lediglich unter der Regierung Napoleons III. erfolgte eine Bestätigung zugunsten des ältesten Sohnes Franz Leopold.

Das Wappen kennzeichnet seinen Erwerber als Kavalleristen, und zwar Kürassier, sowie Inhaber der Ehrenlegion (14. 4. 1807).

Joseph Schlinder, geboren zu Stückingen (Mosel) als Sohn von Peter Schlinder und Katharina Schlemmer, am 11. 8. 1768, brachte es im 10. Kürassierregiment bis zum Kapitän-Kommandant und wurde 1814 nach 32 Dienstjahren, 13 Feldzügen und viermaliger Verwundung verabschiedet; er starb am 20. 3. 1837 zu Saarlouis.

Familie.

Joseph Schlinders Gattin, mit welcher er sich am 11. 3. 1811 zu Saarlouis verehelichte, war Barbara Katharina Julie Fiskal, geboren am 4. 12. 1783 zu Saarlouis, gestorben am 25. 3. 1872.

Kinder der beiden:

1. Franz Leopold, Baron Schlinder, geb. 15. 3. 1812, Eskadronchef a. D., Offizier der Ehrenlegion, ehelos.
2. Michel Leo Schlinder, geb. 16. 6. 1814, gestorben am 21. 7. 1851 in Algier als Adjutant-Major im 4. Jägerbataillon, ehelos.
3. Michel Adolph Schlinder, geb. 15. 4. 1818, Civilingenieur, ehem. Mitglied des Generalrates des Moseldepartements, 1848 verheiratet mit Ernestine Emma Paysse, von der er zwei Töchter hatte.
4. Angelika Leonie Schlinder, geb. 6. 11. 1826, unverheiratet.

Letzte Fahrt.

(Schluß.)

Von Lehrer Schmauch, Hülzweiler.

In Zerf kräht ein vergessener Hahn schläfrig in die Nacht, als er das Vorbeitrappen der Pferde hört.

„Das ist dein Hahn, Pitt Lang," lacht einer der Halfen, „er hat sich in der Zeit geirrt und meint, die Bauern fahren schon aufs Feld.

„Laß ihn krähen," knurrt der Halfenmeister wortkarg, wirft einen Blick auf sein leerstehendes Haus, aus dessen Giebelluke die Eule schreit, hört, wie die Fensterläden an die Hauswände schlagen, sieht in schwachen Umrissen die Trümmer seiner verbrannten Scheune, denkt mit verbissenem Ingrimm an die letzte Brandschatzung der Spanier, stößt einen wilden Fluch durch die Lippen gegen den Kurfürsten, der sein Land von einem Krieg in den andern hetzt, und tastet mit der freien Hand nach den beiden Sattelpistolen. Als er die kalten, mit Eisen beschlagenen Kolben in den Fäusten spürt, wetzt er die Zähne aufeinander — haut dem Pferd mit dem derben Stiefelabsatz gegen die Rippen, daß es aufwiehert, und preßt eine zweite Verwünschung durch die Zähne gegen die Söldner und Herren, die das Landvolk bis aus Blut aussaugen, denen der Bauer nichts ist, als eine unerschöpfliche Milchkuh, die man melkt, bis sie kraftlos verendet.

„Gnade dem Spanier oder Strauchdieb, welcher heute unserer Fahrt auflauert. — Die Halfen reiten ums Brot. Kein Pardon gibts, mags gehen auf Leben oder Tod."

Pitt Lang muß seine Verwünschungen unterbrechen Nasse Zweige klatschen ihm ins Gesicht. Die Halfen reiten durch den Saarhölzbacher Hohlweg, und da heißt es in der Dunkelheit aufpassen, daß die Gäule nicht in die Regenlöcher treten und straucheln.

Immer enger windet sich der Hohlweg durch die Tannenschlucht. Sackdunkel ist die Nacht unter den berghohen Wettertannen. Die Pferde schütteln unruhig die schweren Kummete. Vorsichtig setzen sie in der Dunkelheit Fuß vor Fuß. Jeden Augenblick können sie über einen vom Sturm gefällten Waldriesen straucheln.

„Jetzt fehlen nur noch die Marodeure," knurrt ein junger Halfe, dessen Pferd über einen abgestürzten Felsstein gestolpert ist — da knackt es vorsichtig im Gesträuch, und peng — peng — bellen zwei Pistolenschüsse den Reitern entgegen.

„Vorwärts!" schreit Pitt Lang. Die Absätze trommeln gegen die Pferderippen. Wie wilde Wodreiter rasseln die Halfen durch die Schlucht. Der Wagen humpelt und stöhnt. Der Halfe auf dem Bock flucht und schimpft. Noch eine nachgesandte Kugel — und die Halfen halten an der gurgelnden Saar und haben den gefährlichen Hohlweg überwunden. —

„Ist einer getroffen?" ruft Pitt Lang, und reitet die Reihe entlang, und zählt die antrabenden Gäule.

„Nein!" schallt es zurück.

„Gott sei Dank!" seufzt der Halfe auf, streicht seinem Pferde über den nassen Kopf und wirft einen dankbaren Blick hinauf zum Mond, welcher jetzt durch die zerrissenen Wolken lugt und den Weg bescheint.

Zwei Kugellöcher entdecken sein scharfes Auge am Planwagen. Drohend schüttelt er seine Faust gegen den Wald und ist bald darauf mit den Seinen um die nächste Flußkrümmung verschwunden.

Durch das abgebrannte Saarhölzbach und das verlassene Freudenburg führt die nächtliche Fahrt. Der Regen hat etwas aufgehört. Der aufgegangene Mond wirft trübe Lichter auf das schmutzige Saarwasser. Der Sturm prügelt die Weidenstauden und tunkt ihre blätterlosen Köpfe ins Wasser. Die Ufererlen knarren. In den Wegpappeln krächzt rauh ein aufgescheuchter Rabe. Irgendwo heult ein hungriger Wolf und antwortet ein verwilderter Hund. Der Boden dröhnt unter den Hufen der Gäule. Nach einstündigem Ritt halten die Halfen vor der Saarburger Fähre und springen aufatmend von den dampfenden Gäulen.

— — — — — —

„Hol über!"

Hohl und unheimlich dringt der Ruf des Schiffers über den Fluß.

Ein ver[illegible]ter Fährmann tritt schlaftrunken aus seiner Holzhütte, erkennt die Halfen und den Schiffer, zerrt seine Fähre am ausgespannten Drahtseil über das Wasser, wünscht den Halfen ein knurriges „Guten Morgen," fährt mit dem Planwagen und den Halfen zurück, und sieht mit hungrigen Augen, wie die versprochenen Weizensäcke im Wagen verschwinden. Als die Frucht geborgen ist, bestimmt Pitt Lang sechs Halfen zur Bedeckung, schärft ihnen ein, den Hohlweg durch die Freudenburger Schlucht zu meiden, und sich im Falle der Not bis auf den letzten Mann zu wehren. Dann reißt er dem Schiffer das Schleppseil aus den Händen, knüpft es an der Fähre fest und zerrt dieselbe auf die rechte Saarseite. Drüben schlingt er das Schleppseil um das schwere Zugscheit, ruft den jüngsten Halfen mit seinen Pferden heran und spannt die beiden Gäule an die Ziehhaken.

„Hol ut!" schreit dann der Schiffer mit vorgehaltenen Händen durch die Nacht. Der Steuermann springt an den schweren Steuerbaum. Die Schiffsknechte stoßen die schweren Staken ins Wasser. Dann ein kurzes Peitschensignal — ein lautes „ho ho!". Die Gäule legen sich in die Sillen. Das Schiff treibt in die Mitte des Flusses. Das Schleppseil strafft sich über dem Wasser — und die Bergfahrt der Halfen hat begonnen.

Bis unterhalb des Dorfes Castell reiten die Halfen schußbereit vor und hinter dem ziehenden Gespann. Wie Dolche bohren sich ihre Augen in die Nacht. Nichts rührt sich in den Hangbüschen. Nur der Sturm zaust unbarmherzig den Hangwald und drückt die Weiden immer tiefer ins Wasser.

Pitt Lang reitet mit seinem Pferd an der Spitze und prüft mit scharfen Augen den zerrissenen Leinpfad. Von Zeit zu Zeit setzt er durch die sumpfigen Uferwiesen auf die Fahrstraße und lauscht mit vorgebeugtem Kopf in die Dunkelheit und hört nichts, als das Aufflattern einer Wasserente und das Weinen eines Käuzchens.

gemeiner Lebenslust. Doch gerade hier im Treiben übermütig froher Menschen kommt er sich wie ein einsamer Wanderer auf wellenumrauschter Insel vor, ein brennendes Gefühl der Verlassenheit beschleicht sein Herz und gebiert eine tiefe Sehnsucht nach irgend einem unbekannten, fernen, fernen Land. So sitzt er da, mitten unter vielen Menschen und doch so einsam; ein richtiges Gespräch mit ihm kommt nicht in Fluß, die Umsitzenden sind alle viel jünger als er; die Jahrgänge über ihm sind längst ausgestorben, und auch fast alle seine Altersgenossen ruhen schon unter den herabhängenden Schirmkr[illegible] der Friedhofstannen. „Großvatter, trinke besser!" ruft i[illegible] Enkel zu, und die dralle Maid im Arm des Bursch[illegible]igt keck bei: „Gucken emol, dort dä alt Michelpatt ha[illegible]on sei Schlog, on näwe dran dä Schreinerjäb schläft de ganze Owend schon, der hat aach genuch. Trinke doch noch äne, Großvatter!" Doch der Alte lehnt ab und geht schockel'gen Ganges nach Hause. Der angenehme Duft von Sauerbraten und starkem Kaffee strömt ihm aus manch offenem Fenster um die Nase; rauhe, abgesungene Stimmen gröhlen durch die Gassen, und aus manchem Hausflur klingt hell das Aufquietschen und Kichern junger Mädchen. Die Karussellorgel auf dem Budenplatz singt immerfort grell und eintönig moderne Schlager, und die Messingstangen, Spiegel und Glasperlen am tanzenden Dorfmärchen blinken im Scheine der vielen Glühbirnen noch dreister und locken noch unverhüllter als im Glanze des gewesenen Tages.

Orannakirmes.

A. Delges.

In glühender Sonnenwärme wurde diesmal die Orannakirmes gefeiert. Wenn es auch Spätsommer war, so brannte die Sonne doch wie an Hochsommertagen auf den roten Sand. Nur an den abgeernteten Feldern merkte man, daß die kalten Herbstnächte schon im Anzug sind.

Scharenweise strömte das Stadtvolk hinaus, Jungvolk, Vereine und ganze Familien. Ich merkte es: das Landvolk hat noch Freunde, die mit ihm empfinden und es verstehen. Mancher wurde auch von der freien Natur angelockt, ihr war der einzige Spaziergang der Woche gewidmet. Nicht so, wer die Natur liebt, kann nicht schlecht sein, und Eltern, die ihre Kinder hinaus ins Freie führen, erweisen denselben die größte Wohltat.

Rasch führt der „elektrische Schnellzug" uns an den Beruser Berg. „Im Sand" ertönt des Schaffners Stimme. Kinder springen behend von den schmalen Trittbrettern und rufen erstaunt: „Wo liegt Berus, wo Oranna?"

Verschwunden sind plötzlich der fernhin glänzende Kirchturm, die Burgreste und die roten Ziegeldächer. Der zum Sprunge bereitliegende Beruser Berg hat die Aussicht versperrt.

Aber bald ist der Burgweg entdeckt und fröhlich gehts hinauf an hängenden Sandsteinmassen vorbei.

Damen mit Stockwerkschuhen seufzen und der neue stumpfe Schirm vermag auch nicht zu helfen. Das alles paßt nicht zur Besteigung eines Burgweges und macht einem den Ausflug zur Qual.

Jetzt ist das untere Mauerwerk der Burg erreicht. Schier verwachsen scheint es zu sein mit den Sandsteinfelsen. Im Zuge der Zeit ist manches Stück durch Regen und Frost abgesprengt worden. Fallendes Herbstwerk umsäumt die alten Trümmer. Schlanken Akazien hat es der Herbstwind von den dürren Schultern geschlagen. Dazwischen purzelt der Steinklee, und wildes Heckenrosengestrüpp rankt sich nach allen Seiten. Alter historischer Boden ist überwuchert, die ertragreichen Weinkulturen sind verschwunden und mit jenen das alte gastfreundliche Grafengeschlecht der Burg und Festung Berus. Wir stehen an der Burgspitze. Ein prächtiger Ausblick ins treudeutsche Saarland, in das Land von Eisen, Stahl und Kohlen, über das sich bei Dillingen- und Völklingen ein Wolkenmeer von Rauch und Nebeldunst erhebt. Ein Land, das um seine Existenz ringt, wie einst die Beruser Grafen im Dienste des deutsch gesinnten Lothringer Herzogs. Die Kirmesgäste ziehen vorbei. Sie haben keine Zeit, darüber nachzudenken, welch vergängliches menschliches Schicksal uns diese alten, verwitterten Bausteine erzählen, welch Ach und Weh grausiges Kriegsgeheul in diese Burgmauern brachten, die treue Knappen und Mannen hüteten. Wie Seuchen und Verrat des Volkes Geist und Körper zerrissen, spalteten und in Knechtschaft schlugen.

Es war für Berus eine harte Zeit. Schier scheint es heuer oft vergessen zu sein, vornehmlich bei dem jungen Geschlecht, daß man früher nach Oranna während der Kirmes hinging. Mach es auch heute noch so, landfrisches Jungvolk, wo du später selbst die Lebensbürde zu tragen hast, trete in die Fußstapfen deiner Vorfahren und du fährst nicht schlecht dabei. Auch die Umgegend von Berus wird dich nicht im Stiche lassen. Bald dreihundert Jahre sind es her, seitdem die letzte Oranna Kirmes feierlich und ernst abgehalten wurde.

Der Schwedendruck machte sich bereits auf den Gaubergen bemerkbar. Mancher Bauersmann hatte den Leibgurt enger geschnallt. Der Beruser Graf war eine Strohpuppe geworden, nachdem man ihm das Hochgericht genommen. Frischen Fichtensplint suchte das Frauenvolk mit ihren Kindern bis tief in die Wälder des Warndts hinein, um damit die Brotfrucht zu strecken.

Auf dem Saartal lag noch dichter Nebel, während über die Gaudörfer die ersten Morgensonnenstrahlen fielen und das taufrische Gras färbten.

Sangeskundige und dankbare Lerchen hielten über der Orannakirche ihren Frühgottesdienst ab. Dazu sang der Herbstwind und raschelten die Blätter.

Orannatag war da.

Aus allen Himmelsrichtungen strömten die frommen Beter herbei: von Genzingen, Kerlingen, Bedersdorf, von Roden, Waldersingen und aus dem Warndt.

In der Straße von Berus sammelten sich die Leute. Die Equipage stand im Schloßhofe zur Abfahrt bereit. Tiefernste Mönchskehlen erklangen. Die Prämonstratenser von Wadgassen waren es. Wie manches alte Mütterchen, manch schönes stolzes Bauernkind kam barfuß des Weges daher. Denn so hatten sie sich den Bußgang zum Feste versprochen, weil St. Oranna ihr flehentliches Bitten erhört hatte. Da schritt auch barfuß in schwarzem Gewande Elsbeth, des reichen Winzers einzige Tochter, zum Danke, daß ihre Mutter vom Wahnsinn befreit worden war.

In gewohnter Weise ging das Volk: Mönche und Bauern, Winzer und Handwerker. Ein einfaches, weißwollenes Gewand bedeckte die Mönche. Aus ihrer Mitte heraus glänzte das Wappen der Abtei: Eine aufgeblühte Rose zwischen goldenen Blättern. Abt Johannes von Wadgassen war in Trier. Aber auch er weilte in Gedanken beim Feste und tat es kund durch die auf goldenem Felde in Gold und Seide gestickte Traube seines Wappens.

Auf der Höhe erschien der gräfliche Wagen.

„Der Graf, der Graf," flüsterte die Menge. Und dieses Flüstern wurde zu einem Rauschen, je näher die beiden Füchse den gräflichen Wagen brachten.

Wie brandende Meereswellen schlug es jetzt dem Grafen entgegen: „Hoch lebe der Graf, hoch die Gräfin, hoch unser armer Herzog!"

Das Gesicht des Grafen war bleich. Aber doch blitzten und leuchteten die klaren Augen hervor. Leicht fiel das graugelockte Haar um seine Stirn. Ein fein gepflegter Bart schloß Kinn und Wangen ein. Ein braunes Samtwams mit hellen Lederaufschlägen umschloß die hohe Gestalt.

Die Menge verstummte, als sie die hohe und stolze Erscheinung der Gräfin sah. Ihr leidender Gesichtsausdruck war verhüllt durch einen Schleier übernatürlicher Freude, glücklich, noch einmal mitten im ganzen Volk zu sein, mit ihrem lieben Volke zu bitten und zu flehen.

Ihr Kleid war von goldener Brokatseide, über das sich wie ein Frühlingshauch der Ueberwurf aus echter Brabanter Spitze legte. Im rechten Arm trug sie am Marquisenband

mit hochrotem Kopf wiederum. Doch der starrt gleichmütig in die Zimmerecke, kaut an seiner Pfeife und schüttelt ganz gelassen den Kopf: „D' es noch zu jung for ä fescht Feierei, mer gehn haut owend all mett'nanner heraus, do kannscht dä jo noch genug mett äm danze". Pitt ist auf diesen Widerstand nicht gefaßt; unruhig und Hilfe suchend wandert sein warmer Blick von der Len zur Mutter und dann zu den Kameraden. Dem auf der Straße wartenden Zuge dauert die Sache zu lange. Ein Musiker bläst ein herausforderndes Signal. Da reißt einer der Kameraden das Fenster auf, und der Hilferuf nach dem Dorfhumoristen, dem intelligenten und stolzgewachsenen Hansnickel, ertönt. Der ahnt, was los ist. Er schneidet eine saure Grimasse, so daß alle Umstehenden laut lachen, geht in komischem Gang dem Hause zu, setzt eine große Hornbrille auf, tänzelt dann mit entzückender Geste in die Stube und singt lustig: „Aber bei uns da draußen auf dem Land, nimmt man das Mädel ganz änfach bei der Hand. Von einer Ziererei es gar kein Spur. Da es alles Natur, alles Natur!" Dann macht er dem Alten einen Kleinmädchenknicks, der so gelungen ausfällt, daß Vetter Michel selbst jeden Ernst verliert. „Senn nett so schro, do, trinke emol dä Gurre," spricht Hansnickel mit theatralischer Stimme, aber mit clownhaftem Kopfnicken, und dann redet er so recht herzlich zur Mutter: „Gelle d'Ihr Bas Lies." Hansnickel hat eine gewisse Autorität im Dorfe, er ist einer von denen, die einen klaren Kopf haben und lachend die Wahrheit sagen; auch fürchtet man seine Schalkhaftigkeit. „Dann loß et nommä mett gehn, Michel, die ganze Woch hat et schwer schaffe müsse," redet die Mutter auf den hartnäckigen Mann ein. Von draußen schmettert das alte Infanterie-Sturmsignal herein: „Kartoffelsupp, Kartoffelsupp ...! Der Alte sieht ein, daß da nichts mehr zu machen ist, er befürchtet einen Auflauf und sieht sich schon im nächstjährigen Fastnachtszug in lächerlicher Szene. Da steht er schwerfällig auf und macht eine Handbewegung, die deutlich besagt, daß er nur unwillig nachgibt. „.....nimmt man das Mädel ganz änfach bei der Hand", summt Hansnickel und führt die schmollende Len ihrem ganz verdutzten Pitt zu. Lachend stürmt die Gesellschaft hinaus. Doch der Schalk will seine Rache für die Verzögerung: Auf dem Tische steht ein großer, unzerlegter Zwetschenkuchen. Blitzschnell hat Hansnickel einen raffinierten Plan gefaßt. „Vetter Michel, eich hann Hunger kritt vor lauter Angscht, d'Ihr gänge et Len nest mett dem Pitt gehn losse." „Ei, holl dir Kuche!" schallt's zurück. Da faßt der Bursche den großen Zwetschenkuchen, beißt in den knusperigen Rand und marschiert so mit dem ganzen Kuchen ab. In der Türe dreht er sich mit eleganter Verbeugung und verbindlichem Lächeln um: „Schänne nett, Vetter Michel, morje krien d'Ihr aach mei Lohnzettel." Vetter Michel sieht sich völlig besiegt und setzt sich keuchend in seinen Stuhl. Unter großem Hallo trägt der Schalk seine Eroberung eine Zeitlang im Zuge mit und verteilt sie sodann. — Bald ziehen viele Paare in geordneter Reihe hinter Musik und Kirmesbaum ins Tanzlokal.

Die Fremden müssen sich heute etwas „klein halten". Kirmessonntag haben alle das gleiche Recht, da sieht man den Burschen aus den Nachbardörfern oder der Stadt gerne „Solo", d. h. man überläßt ihnen die einheimischen Mädchen, auch die „versprochenen", bereitwilligst zum Tanze. Aber am Kirmesmontag wollen die Dörfler unter sich sein und ihre alten Kirmesbräuche ungestört ausüben und allerlei harmlosen Ulk vorführen. „Die Kirb es uns!" ist da die Losung. Wem es in der überfüllten Schenke zu heiß wird, der darf auch ruhig Kragen und Rock ausziehen und in weißleinenen oder zephyrnen Hemdsärmeln die Partnerin schwingen. gen.

In den Spätnachmittagstunden zieht alles wieder hinter dem Kirmesbaum her durchs Dorf zur Kirmeswiese, wo das „Sacktuch herausgetanzt" wird. Diese Sitte ist sehr beliebt, und manch angeheiterter Graukopf beteiligt sich noch an ihr. Der Anführer des Zuges brüllt ein streng militärisches Abmarschkommando vor dem Wirtshause. Stolz trägt er die beiden buntseidenen Taschentücher wie eine Fahne am Spazierstock über der Schulter. Auf der Wiese geht der Zug im Kreise um die Musik herum. Der Anführer reicht jedem Paar der Reihe nach das Taschentuch. Das dauert so lange, bis ein Schuß fällt. Wer dann gerade das Tuch hat, behält es als Eigentum. Das glückliche Paar wird umjubelt und schreitet als erstes hinter der Musik her, bekommt auch während des Abends einen oder mehrere Solotänze. Selbstverständlich kostet diese Ehre ein Faß Bier, und deshalb wird vor der Kirmes schon unter den Burschen sondiert, wer geneigt ist, etwas Tüchtiges für das „Sacktuch" auszuwerfen. Danach richtet sich der Schießmeister ein. — Vor dem Kriege wurde auch häufig ein bändergeschmückter Hammel mit auf die Wiese geführt und „herausgetanzt". Jedes Paar liebkoste das schöngewaschene Tier hierbei. Nach der Kirmes wurde der Hammel von der ganzen Kameradschaft gemeinsam im Wirtshause verzehrt. Mit dem Schwinden der Schafherden im oberen Bliestale ging auch der Kirmeshammel ein.

Sehr ungern sehen die Dörfler die Verrichtung landwirtschaftlicher Arbeiten am Kirmesmontage. Aber mancher Querkopf fährt mit besonderer Vorliebe einen hochbeladenen Getreide- oder Grummetwagen an dem ausgelassenen Zuge der Feiernden vorbei. Dann kommt es bisweilen vor, daß schalkhafte Burschen heimlich die Schraube des Wagens herausdrehen oder den „Wiesbaum" lockern. Auch allerhand derbe Zurufe und Ausdrücke, die man in den Wörterbüchern kaum finden wird, muß der demonstrierende „Quetschbauer" sich gefallen lassen. Wenn aber eine Regenperiode vorausgegangen ist und der Kirmesmontag gutes Erntewetter beschert, dann arbeiten selbstverständlich die älteren Bauern und Bergleute alle in Feld und Wiese.

Während am Kirmessonntag auf strenge Tanzordnung gehalten wird, ist die Zucht Montags, da ja nur wenige Fremde zugegen sind, etwas lockerer. Der Tag wird von den „Dorfkünstlern" dazu benutzt, in besonderen Einlagen vor der ganzen Gemeinde, vor allem aber vor den erstaunt lauschenden Mädchen, sich in gesanglichen, humoristischen und gauklerischen Darbietungen hervorzutun. Sogenannte „Damenwalzer" und „Kissenwalzer", in manchen Orten auch „Teppichpolka" genannt, bringen Abwechselung und allgemeine Heiterkeit in die Tanzfolge, führen zuweilen aber auch zu Feindschaften und tätlichen Auseinandersetzungen. An den Saalwänden entlang stehen einzelne Bänke, auf denen neugierige Zuschauer, vor allem aber die Mütter der Tanzenden sitzen, ihre Kinder beobachten, in seligem Selbstvergessen alte Erinnerungen austauschen und sich von den Freiersbuben einen „Süßen" (Likör) nach dem anderen spendieren lassen. Daß dann dabei gar manchmal zur allgemeinen Belustigung ein Bursche die sich gellnd sträubende zukünftige Schwiegermutter zum Tanze führt, und mit ihr einen richtigen Rundwalzer oder wirbelnden „Dreher" versucht, sei nicht unerwähnt. Alte Paare bekommen bereitwilligst ein „Solo" und oft noch eine gute Flasche dazu, wenn sie einen Bauerntanz aus Großvaters Zeiten vorführen und recht fest dabei nach alter Art tappen. Die Jungen klatschen Beifall, die Alten aber schütteln, geringschätzig lächelnd, den Kopf, wenn die Jungen anfangen, zu „schieben" oder zu „jazzen", und der alte Polizeidiener des Dorfes bemerkt mit wichtiger Geste: „Gehn nomol bei uns Alte en de School, wat d'Ihr do danze, es neischt."

So rauscht die Kirmesfreude derb, urwüchsig und natürlich durch den sonst so stillen Ort. Doch während Uebermut und jugendliche Lebenslust sprühen und tollen, sitzt manch einsamer Alter an einem stilleren Wirtshaustische, schaut den Skatspielern zu oder hat sich seinen Jugenderinnerungen hingegeben. Nur ungern ist er auf die Zureden der jungen Generation im Hause aus der altmodischen Vorbehaltstube heruntergestiegen und ins Wirtshaus gegangen. Der Vorschlag der Kinder und Enkel war gut gemeint, der Großvater sollte doch wenigstens am Kirmesmontag aus der Einförmigkeit seines Daseins herauskommen und sich auch freuen in der Flut all-

„Die Fahrt wird besser, als wir dachten," nickt er seinen Burschen unterhalb Mettlach zu, ruft ein gedämpftes „Leit rak" über das Wasser, sieht, wie die Schiffsknechte die Staken gegen den Strom stemmen, sucht das beste Pferdepaar aus und läßt die abgerackerten Gäule des ersten Halfen vom Zugscheit lösen.

„Klaus Puhl und Kill Finkler halten sich zum Vorspann bereit!" ruft er gegenüber den Trümmern der zerstörten Burg Montclair, und wirft einen sorgenvollen Blick auf den überschwemmten Leinpfad. Als sein Pferd in ein tiefes Wasserloch tritt, reißt er es mit einem starken Kandarengriff zurück und treibt das widerwillig schnaufende Tier immer tiefer ins treibende Wasser.

Schon nach wenigen Tritten reicht das Wasser seinem Pferde bis unter den Bauch. „Den doppelten Welleswein mußt du geben, Schiffer!" ruft er mit verbissenem Gesicht zum Kahn hinüber, reißt sein Pferd herum und befiehlt Klaus Puhl und Kill Finkler vorzuspannen.

Nach wenigen Handgriffen liegen die sechs Pferde voreinander. „Fertig!" knallt die Geichel des Führers zum Schiffe hinüber. Die Staken werden eingezogen — und die Hufe der Pferde klatschen unheimlich ins gurgelnde Wasser.

„Mehr links halten!" ruft Pitt Lang an einer scharfen Flußkrümmung dem ersten Halfen zu. „Kerl, reiß die Augen auf, sonst trampelt dein Fuchs in die Saar!"

Erschrocken reißt der angerufene Halfe sein Pferde nach links und greift nach der am Ziehkummet steckenden Geichel. „Komm, haar, h...!" schreit er laut in die dunkle Nacht. „Haar, haar," echoten die Uferfelsen. Klatsch, klatsch, saust der Geichelriemen auf den nassen Pferderücken. Aus den Nüstern der Pferde steigt ein tiefes Schnaufen. Unheimlich gluckst und gurgelt das Wasser. „Verrecktes Biest," schimpft ein Halfe über seinen jungen, noch etwas wasserscheuen Wallach. Dann hört man nichts mehr, als ein eintöniges Wasserplatschen und das Stöhnen und Keuchen der Ziehgäule. Der schwierigste Teil der Fahrt hat begonnen.

Unterhalb der Cloef stehen die Gäule bis an die Brust im Wasser und verweigern den Ziehdienst.

„Gebt ihnen das Leder, den halsstarrigen Böcken!" flucht der Führer und läßt seine kurze Handpeitsche unbarmherzig tanzen. Mit lautem „hoho" befolgen die Burschen sein Beispiel — aber halsstarrig schütteln die Pferde die Köpfe und wollen nicht weiter.

„Mitten in der stärksten Strömung," jammert der 18-jährige Klaus Puhl, klopft mit dem Geichelstiel und dem Absatz einen dumpfen Trommelwirbel nach dem andern auf dem armen Pferdefell und kommt keinen Fußbreit weiter.

„Zum Teufel, wir treiben ab!" schallt die Stimme des Schiffers über den Fluß.

„Wenn nur der verdammte Regen aufhören wollte," wettert Pitt Lang, haut seinen Geichelstiel auf einen halsstarrigen Gaul entzwei und erreicht nichts, als ein klagendes Wimmern, ein wildes Ausschlagen und Bäumen.

Ruck für Ruck reißt der wilde Fluß, der unterhalb der Cloef besonders reißend ist, und viele Untiefen hat, das Schiff zurück. Wie verzweifelt stemmen die Schiffsknechte die Staken in das schießende Wasser. Wie verzweifelt liegen die Halfen im Kampf mit dem Strom, und kommen keine Handbreit von der Stelle.

„Sankt Nikolaus, drei Wachsstöcke." — „St. Nepomuk, eine fünfpfündige Kerze," beten Klaus Puhl und Kill Finkler, starren mit stieren Augen in den schäumenden Fluß und zucken bei jedem Rückwärtsweichen der Pferde zusammen.

Furchtbar ist der stille, unheimliche Kampf zwischen Strom und Tier. Spanne um Spanne reißt die Strömung die armen Gäule zurück. Wenn ihr Widerstand erlahmt, zerrt sie das abtreibende Schiff vom Leinpfad herunter, dann „Gesegnete Fahrt", ihr Halfen und Schiffer.

Schon scheint das Schicksal der Pferde und Schiffer unabwendbar zu sein, schon will einer der Halfen mit der Axt das Schleppseil durchhauen und das Schiff dem wilden Wasser überlassen, da klingt das feine Ticken eines Feuerstahls durch die Nacht. In der Hand Pitt Langs zucken Funken. Der Wind bringt den Zunder trotz des Regens zum Glühen.

„Die Halfen von den Gäulen! An jede Halfter eine Mannesfaust!" schreit der Führer, als der Zunder tüchtig glimmt. Die Männer springen bis an den Hals ins Wasser und halten sich an den Kummeten fest. Glühende Zunderklümpchen huschen von einer Hand in die andere. „Den Zunder in die Nasenlöcher! Hand drauf!" schreit Pitt Lang. „Hoh, ruck! Hoh, ho, ho," johlen und hetzen die Halfen. Von einer furchtbaren Qual gepeinigt, werfen die sechs Ziehgäule die Köpfe in die Luft. Dann ein Ausschlagen, ein wildes Wiehern, — ein jähes Straffen des Schleppseils — und von wilder Kraft gezogen schießt das Schiff durch die Stromschnellen — rast an den mahlenden Felsbänken vorbei — gewinnt ruhiges Wasser — und ist gerettet.

„Das war letzter Tabak," stöhnt Pitt Lang neben dem ersten Gaul und schiebt den breitrandigen Halfenhut mit den verschossenen Schnüren tief ins Genick. Trotz der Kälte reißt er Leinenkittel und Mozzen auf, schleudert das regennasse Halstuch in den murrenden Strom, spürt, wie die Hufe leichter ins Wasser klatschen, und hat nach hundert Schritten wieder festen Weg unter den Füßen.

In der Nähe von Dreisbach ruft er ein langgezogenes „Leit rak!" übers Wasser.

„Leit rak", geben die Schiffer aufatmend zurück. Die Gäule ziehen das Schiff unter die Unterweiden. Der Schiffer springt ans Land — und die Schiffsknechte bringen den sauer verdienten Welleswein in großen, irdenen Krügen.

Bis an die Haut durchnäßt, zähneklappernd und fluchend, setzen die Halfen die Krüge an den Mund, trinken sie dreimal leer, machen dem Schiffer Vorwürfe daß er sie um ein halbes Maß betrogen habe, waschen den Pferden die verbrannten Nüstern aus, binden ihnen den Futtersack um und fallen erschöpft auf die Erde.

Kaum haben die Pferde die karge Haferration gefressen, da treibt der Schiffer schon wieder zum Aufbruch.

Der Morgen graut schon über Montclair und die Flußweiber breiten ihre Nebelschleier über das Wasser, als der Zug sich langsam nach Besseringen zu bewegt. In Ponten meldet der aus dem Schlaf geschreckte Fährmann, daß er in der Nacht ein Fähnlein Spanier über die Saar gesetzt habe, die ihm statt des Fährgeldes einen Peitschenhieb über die Stirn gezogen hätten und angaben, sie hätten die Vorhut der spanischen Armada, die von den Niederlanden aus über Luxemburg nach Wallerfangen und Lothringen rücke.

Mit fahlen Gesichtern hören die Halfen die Botschaft des Alten. „Nach welcher Richtung sind sie geritten?" fragt Pitt Lang vom Sattel herunter und läßt sein Pferd unruhig tanzen.

„Nach Merzig zu!" gibt der Alte mit dem geschwollenen Auge zurück; „wenn ihr ihnen begegnet, gebt ihnen kein Erbarmen."

„Wird besorgt, Alter," nickt ihm der Halfenmeister zu, schleßt einen Büchsenschuß weit auf dem Leinpfad weiter, und winkt seinen Gesellen, ihm zu folgen. —

„Wickelt den Pferden die Hafersäcke um die Hufe," mahnt Pitt Lang kurz vor Merzig," und überlaßt mir den spanischen Wachthund am Saartor. Vielleicht hüllt uns der Nebel in sein graues Tuch und tut uns den Blicken der Spanier verbergen.

Fast lautlos ziehen die Halfen an der verbrannten Stadtmauer vorüber. Aus der Stadt dröhnt ein ferner Trommelwirbel. Der Regen hat aufgehört. Immer dichter hüllt der Nebel Fluß und Halfen ein. Im düsteren Brandschein des Merziger Spitals hält Pitt vor der erschrockenen Wache und schwingt die Axt schlagfertig in den Fäusten.

„Losung?" stottert der Spanier beim Anblick des plötzlichen Reiters. „Die Halfen und die Bauern," knirscht Pitt Lang. Die lange Baumaxt saust in die Tiefe ,und der Soldat liegt leblos in einer schmutzigen Pfütze.

Wie eine große Schnecke steuert das Schiff an der Stadt vorbei. Die Halfen sitzen mit bereiter Wehr im

Sattel — und der Schiffer hat keine Ahnung, daß er an einer vom Feinde besetzten Stadt vorbeifährt. Er wähnt die Spanier noch in Trier und freut sich innerlich über die bald winkende Festung, die ihn mit seiner Ladung schützt und rettet.

— — — — — —

Als in den Sumpfwiesen vor Wallerfangen die Kiebitze aufsteigen, die Sumpfschnecken meckern und die Morgenwache die dritte Reveille schlägt, steht Jaque Meunier „der Kommandant der Festung, auf dem Turm über dem Saartor und schaut mit schlafmüden Augen in den Nebel.

„Wo nur das Fouragschiff so lange bleibt?" sagt er unruhig zu dem neben ihm stehenden Leutnant. „Bei Tagesgrauen ist es an Ort und Stelle," hat der Eilbote des Kurfürsten berichtet. Die Zehrung für eine dreimonatliche Belagerung steht auf dem Spiel. „Leutnant Dubois, lassen Sie ihr Kürassierfähnlein aufsitzen und reiten Sie dem Proviantzug entgegen!"

„Jawohl, mein Major!" sagt der junge Offizier kurz, ruft seinen Trompeter an seine Seite und befiehlt ihm, zu blasen.

Der Hornruf wirkt. In kurzer Zeit hält das Kürassierfähnlein mit gezogenem Pallasch, mit verbeulten Eisenhüten und rostigen Brustpanzern vor der Saarpforte. Ein kurzes Kommando fliegt in die Luft — und der Nebel hat die Reiter verschlungen.

Die Hilfe kommt zu spät.

Dicht vor Rehlingen, an der alten Furt, wechselt der Leinpfad auf die linke Seite der Saar. Die Halfen durchschwimmen mit ihren Gäulen die Fuhrt, und wollen eben vom Gaul springen, um das Wasser aus den Ledergamaschen zu stampfen und den zweiten Welleswein zu trinken, da ertönt ein wilder Landsknechtsruf dicht neben den erschrockenen Männern. Ein Landsknechtsspieß rennt dem ersten Halfengaul durch die Brust. Auf dem Schiffe stürzt der Schiffer nach einem peitschenden Musketenschuß kopfüber ins Wasser. Dann grinsen wilde Landsknechtsgesichter aus dem Nebel. An der Meckerner Fähre sahen sie das Schiff wie ein scheues Wild vorübergleiten setzten sich sofort in Marsch und legten sich bei Rehlingen an den Wechsel.

„Ein ganzer Haufen hat uns gestellt!" schreit Pitt Lang beim Anblick der vielen Feinde. „Halfen, wehrt euch! Beißt die Zähne aufeinander — wir sind verloren!"

In verbissener Wut rennen Bauer und Landsknechte gegeneinander. Drei gewaltige Axtschläge führt Pitt Lang in die Tiefe. Zweimal krachen seine Pistolen. Dann ist es vorbei. „Gebt kein Pardon!" keucht er noch einmal, sieht glutrote Funken vor seinen Augen tanzen, reißt an dem Landsknechtsspieß in seiner Brust, stürzt rücklings ins Wasser und übergibt dem Strom sein zuckendes Leben.

Alle, bis auf den letzten Mann, metzeln die Spanier nieder. Der Fluß fängt wild gurgelnd seine Halfen auf und trägt sie abwärts, heim nach Zerf, und legt sie als stille Tote ans Freudenburger Ufer. Als stille Tote, die ums Brot geritten sind für ihre hungrige Sippe.

Als die Morgensonne wie eine blasse Scheibe über dem Nebel steht und mit ihren ersten Strahlen die Wassernebel durchdringt, ist im Landsknechtslager, am Fuße der Siersburg, ein Stampfen und Backen.

Mit den Musketenkolben stoßen die Spanier den erbeuteten Weizen zu Brei, vermengen ihn mit Wasser und lassen die Brote in der Asche des Lagerfeuers rösten.

Nur die Schiffsknechte und der Steuermann haben durch Schwimmen ihr Leben gerettet.

Die wenigen Halfenpferde werden von einigen Landsknechten eingefangen und als Ziehpferde benutzt. Das Fleisch der verwundeten und toten Gäule wird von ihnen an langen Spießen gebraten.

Keiner der Landsknechte bemerkt das im Rehlinger Walde umschwenkende Kürassierfähnlein, welches es nicht wagt, den starken Haufen der Kaiserlichen anzugreifen, und nach Wallerfangen zurückjagt.

„Proviant ist in den Händen der Feinde!" meldet eine Stunde später der Leutnant seinem Major.

Ein furchtbarer Soldatenfluch steigt gegen den Himmel. „Gott verdamm die schläfrigen Halfen und den Schiffer," murrt der lothringische Major vom Turm herunter.

Kein Wort der Anerkennung hat er für die in seinem Dienste gefallenen Männer — denn die Bauern sind schon lange eine wertlose, überflüssige Ware.

Trierische Zeitung 1818.

Von Hermann Josef Prümm.

Es sind nicht nur Akten und Dokumente, Bauwerke und wie sie alle heißen die Ueberbleibsel vergangener Zeiten, die von dem Schaffen, Streben und Wollen, Leiden, Sorgen und Beträchten unserer Altvorderen reden. Auch die alte Journalistik ist ein beachtenswerter Zeuge ihrer Zeit. Gerade sie liefert uns Einzelheiten über ihre Zeitgenossen, vor allen Dingen die Journalistik in ihren Kinderschuhen und ersten Gehversuchen, wo sie noch, das große Werk Gutenbergs ausbauend, technisch ziemlich unvollkommen und geistig recht naiv und unbeschlagen, nicht imstande war, die Gemüter aufzupeitschen und zu beunruhigen, wie in den letzten Jahrzehnten des Riesenaufstiegs der Technik. Denn sie ist noch derart behütet und beengt in ihren Rechten, daß man die Darstellungen, die sie bringt, als absolut objektiv betrachten kann. Man möchte vermuten, daß die Art der Pressekontrolle, wie sie auf dem mir vorliegenden Blättchen zu ersehen ist, der Ausdruck des Ahnungsgefühles ist von der Gefährlichkeit des Giftes, mit dem man die ersten Kulturoperationen macht. Die behördlichen Zwangsexemplare sind vom Verleger eigenhändig unterschrieben und diese Unterschrift ist vom Oberbürgermeister der Stadt Trier auf ihre Richtigkeit bescheinigt. Also: Vorsicht, ist die .... usw. .... Nun aus dem Inhalt: Hochinteressant ist folgende Notiz: Wien, vom 28. Oktober 1818. Wir verspüren nun schon seit Monaten einen empfindlichen Geldmangel in beiden Valuten, sowohl in Konventionsmünze als in Papiergeld. Man schreibt die Ursache den Operationen der beiden Parteien zu, welche auf den Kurs spekulieren. Die, welche eine Besserung des Papiergeldes erwarten, halten mit ihrem Papiergelde zurück, und die, welche ein Schlechtwerden des Papiergeldes vermuten, vermehren ihren Kassavorrat mit Konventionsmünze, so, daß durch diese Spannung der Gemüther in der ganzen Monarchie ungeheure Summen der Zirkulation entzogen werden. Sobald die Regierung sich entschlösse, dem Papiergeld einen fixen Kurs zu geben, so würde diesem Uebel schnell abgeholfen werden. Viele hoffen daher zuversichtlich, daß der schon früher in Vorschlag gebrachte Kurs von 300 fixiert werden wird; da alle rohen Stoffe vom Ausland noch zu diesem Kurse bezogen werden mußten, und außer wenigen Lebensmitteln alle übrigen Bedürfnisse nach ihr sich kalkulieren, so wie in Ungarn bereits die Verkäufe der Produkte in Konventionsmünze geschlossen werden, mit der freien Wahl, solche auch in Papiergeld im Kurs von 300 bezahlen zu dürfen." — — Kann uns ein Historiker das Wirtschaftsbild im deutschen Bunde nach dem „berühmten Befreiungskrieg" nur annähernd so klarmachen, wie diese winzige Zeitungsnotiz! Wirtschaftlich totgesiegt! Inflation! Wir kennen dieses Schreckenswort aus der Nachkriegsepoche unseres besiegten Vaterlandes. Wir, vom Mutterlande abgetrennten Saardeutschen, müssen noch einmal die ganze furchtbare Tragweite dieses Wortes am eigenen Leibe auswirken lassen. Möge uns die Geschichte belehren: Jeder Krieg, auch der „glorreichste", hat Zeiten zum Gefolge gehabt, die mit den unserigen ganz kongruent sind.

Der größte Teil des Blattes berichtet von dem militärischen Status jener Tage. Allmähliche Lockerung des Besatzungsregimes. Aus Paris wird gemeldet, daß durch zwei englische Offiziere, „das Geschütz von Valenciennes und Alles was laut einem darüber aufgestellten Verzeichnisse den Verbündeten als Unterpfand überlassen worden war", zwei französischen Offizieren zurückgegeben wurden! Mit größten Feierlichkeiten wird die Wiederbesitznahme franz. Festungen begangen. Aus Brüssel wird nebst hohem Besuch des russischen Kaisers und preußischen Königs der Abzug der englischen Truppen, die in Calais eingeschifft werden sollen, gemeldet. Aachen weiß zu melden: „Es ist hier kein Kongreß; die Minister sind nicht Plenipotentiaires (vollbeauftragt); es sind die Kabinette selbst, die hier zusammentreten und sich besprechen; Ministerialkonferenzen sind nicht zur Publizität geeignet. (Glänzende Auffassung, die heute zuweilen ohne Erkenntnis noch geübt wird!) Diese Konferenzen wurden hier täglich und meist zweimal des Tages, morgens und abends, gehalten. Die Geschäfte gehen, nach dem einstimmigen Urteil aller anwesenden Diplomaten, über alle Erwartung gut, leicht und schnell. Nicht ein einziger unangenehmer oder bedenklicher Moment ist bisher eingetreten, und man wird fertig seyn, wenn die Welt kaum glauben wird." (Prächtige Auswirkung der Devise: Ministerial-Konferenzen sind nicht zur Publizität geeignet! Also was besprochen wurde, geht niemand etwas an.) Nun kommt der interessanteste Passus: „Bei dem Minister des Kultus, Frhr. von Altenstein, fanden häufige Konferenzen statt; man erwartet, daß in kurzem wichtige Bestimmungen über die Verhältnisse der katholischen Untertanen in den preußischen Staaten ergehen werden". (Es scheint also, als ob die Kulturkampfsphäre auch schon nach diesem großen Krieg über Preußen gelagert habe. Der Hohenzollerndynastie scheint wahrhaftig nach jedem Sieg das Blut der Omnipotenz im Kopfe gebrodelt zu haben. Wo ist aber heute der „Papst Germanias"? Nur noch die Hoffnung ist geblieben. Ja Wissen heißt, vergangener Zeiten und der Stunde, die da flattert, wundersame Zeichen deuten).

Im Anschluß an diese Kapital folgen wieder interessante Schlaglichter auf die rein politischen Zustände. Wir erfahren, daß die ganze verbündete Besatzung Frankreich verläßt, sogar die gefürchteten Russen, die auf Kosten der kaiserlich-russischen Regierung durch Deutschland ziehen. Der Schlußsatz lautet: „Alle Nachrichten, welche sich bisher im Publikum erhalten haben, als würden der größte Theil der Okkupationsarmee in Deutschland Kantonirungen beziehen und eine Zeitlang noch vereinigt bleiben, haben sich nun verflogen." (Das historische Gegenstück gegen den Modus der heutigen Sieger, die sich totbesetzen.) Ein anderer Artikel unter London beschäftigt sich mit den Freiheitskämpfen der südamerikanischen Staaten gegen die Spanier. Mit lächelnder Miene verfolgt man das Drama des Untergangs der spanischen Weltmacht. Ein Aufruf des Chefs der Republik Venezuela Simon Bolivar, ist heute noch nicht einmal von den Proklamationen eines Wilson überholt, — — — und typisch ist der Vorname Bolivars! Bemerkenswerte Stellen aus diesem Aufruf: „— — — Der glorreiche Ausgang so vieler durch unsere Truppen gewonnener Schlachten hat Spanien bewiesen, daß Amerika großmütige Rächer hat. Die ganze Welt, die mit unseren erlittenen Leiden sympathisiert, betrachtet mit lebhaftem Interesse die Wunder der Kraft und Freiheitsliebe, über die Tyrannei und Gewalt. — — Der Himmel, Beschützer der Freiheit, hat unsere Wünsche erhört, und uns Waffen gegeben zur Vertheidigung der Menschheit, Unschuld und Tugend. — — — Keine menschliche Macht vermag den Lauf der Natur, den die Vorsicht leitet, zu hemmen — — usw., eine Krone von Phrasen, wie sie heute noch in der politischen Atmosphäre herumschwirren. — — — Damit sei der redaktionelle Teil abgeschlossen. Auch der Anzeigenteil ist unserer Betrachtung wert. Der Kaufmann von heute wird feststellen können, daß die Kunst des Inserierens schon so alt ist, als die Journalistik. Müller Weberbach Nr. 112 ¾ hat folgendes Inserat: Im ersten Gewölbe zum Eingange des Kaufhauses, linker Hand, sind folgende Waaren angekommen und während der Messe zu den billigsten Preisen zu haben: Englischen baumwollenen feinen und ordinären Nähzwirn, weiß leinenen feinen und ordinären Nähzwirn, Näh-, Stick- und Stocknadeln, feines und ordinären Nähzwirn, Näh-, Strick- und Sticknadeln, feines seidene Band; seidene, leinene und wollene färbige Schnürriemen; feine und ordinäre Tafel- und Tranchier-Messer und Gabeln, Scheren, Fingerhüte, Stiefelbandkordel, Wigarn, Zeichengarn, Flandergarn und mehrere andere kurze Waaren, sodann ein Sortiment Eisen- und Stahlwaaren; und endlich kölnisches Wasser p. Kiste von 6 Flaschen zu 6½ Frs. Unterzeichnete empfiehlt sich mit geeignetem Brennöl, welches nicht qualmt und riecht; die Maaß kostet 34 Alb. Müller Weberbach. (Schluß folgt.)

Kirmesmontag im oberen Bliestale.

Von Rudolf Jutt.

Kirmes ist heute im Dorfe, Kirmesmontag! Auf dem buckeligen Marktplatz lärmt die Karussellorgel, und dreht sich die „Reiterei" eitel im Glanze der warmen Nachmittagssonne. Dreist und trotzig prunken und flimmern die Metallreife, glitzern die Messingstangen und blitzen die vielen Glasperlen an den grellroten Tuchgehängen der Decke. Dichte Kinderscharen umstehen das tanzende Dorfmärchen oder umlagern die Zuckerstände und Schießbuden. Da schneidet in die wirren Marktgeräusche auf einmal die flotte Marschmusik eines Blasorchesters: die Dorfburschen ziehen hinter dem buntgeschmückten Kirmesstrauße her, ihre Mädchen zum Tanze abzuholen, stoßen grelle Juchzer in die Klänge der Musik, schwenken die Hüte und zupfen gelegentlich ihren dicken Schlips zurecht, den sich die meisten heute zu einer großen, breiten Schleife gebunden haben. „Die Kirb es uns!" grölt es zuweilen fast herausfordernd aus dem Zuge. „Jawoll, uns es die Kirb, uns!"

Vor einem neugetünchten Hause bleibt der Zug auf der Straße stehen. Die Musik bricht jäh ab. Ein Bursche springt hastig aus der langen Reihe heraus. „Paß off, daß d' Mari nett de Bäsem hellt!" klingt's schelmisch hinter ihm her. Doch bald tritt er in stolzer Haltung, gefolgt von einem verlegen lächelnden Mädchen, aus der niedrigen Tür. Es ist das erste Mal, daß er die heimlich geliebte und zäh umworbene Maid öffentlich zur Musik führen darf. Das bisher verschwiegene Verhältnis hat nun nach altem Herkommen einen rechtlichen Charakter. Die Mutter steht mit wichtiger Miene in der Türe, wippt von einem Bein auf das andere und wiegt dabei die vollen Hüften. Zufrieden schaut sie dem schmucken Töchterlein nach. „Do hascht dä ower emol Kurasch g'hatt, Dicker," meint überlegen schmunzelnd ein Schelm, als das Paar in den Zug eintritt, und die Musik wieder beginnt. — In manchem Hause geht's nicht gerade so glatt ab. Da ist die Familie zuweilen mit der Wahl noch nicht so ganz einverstanden, und das verliebte Paar hat es heimlich abgemacht, die Eltern an der Kirmes einfach zu überrumpeln. In putziger Tanzkleidung steht das Mädchen schon seit Erledigung der Küchenarbeit hinter den hellen, frischgebügelten Vorhängen und lauscht voll Spannung auf die belebte Dorfstraße hinaus, ob der dumpfe Schlag der dicken Trommel noch nicht hörbar wird. Mit mühsam verhaltener Unruhe und sanfter Eindringlichkeit hat sie eben versucht, den Vater ins Wirtshaus zu schaffen; denn die Mutter glaubt sie eher herumzukriegen. Doch der Vater wittert etwas und sitzt so behäbig im Lehnstuhl, als ob er in Ewigkeit nicht mehr aufstehen wollte. Als die Musik nun herankommt, wird das gequälte Mädchen zappelig, weiß keinen Ausweg mehr und fängt weinend an zu betteln. Doch der Alte entscheidet barsch: „Eich gehn selber met dir bei die Gei, do kannscht dä jo doch nett em danze." Als der „Bub", begleitet von mehreren Kameraden, in die Stube tritt, lehnt die Tochter schmollend in der Fensterecke. Verlegen und stockend hebt der Liebhaber an: „Vetter Michel..." „Geh, Pitt, er dut et nett", schneidet ihm die Len, sein Mädchen, in die Rede; sie will dem Geliebten das kränkende „Nein" des Vaters ersparen. „Vetter Michel!" beginnt der Pitt